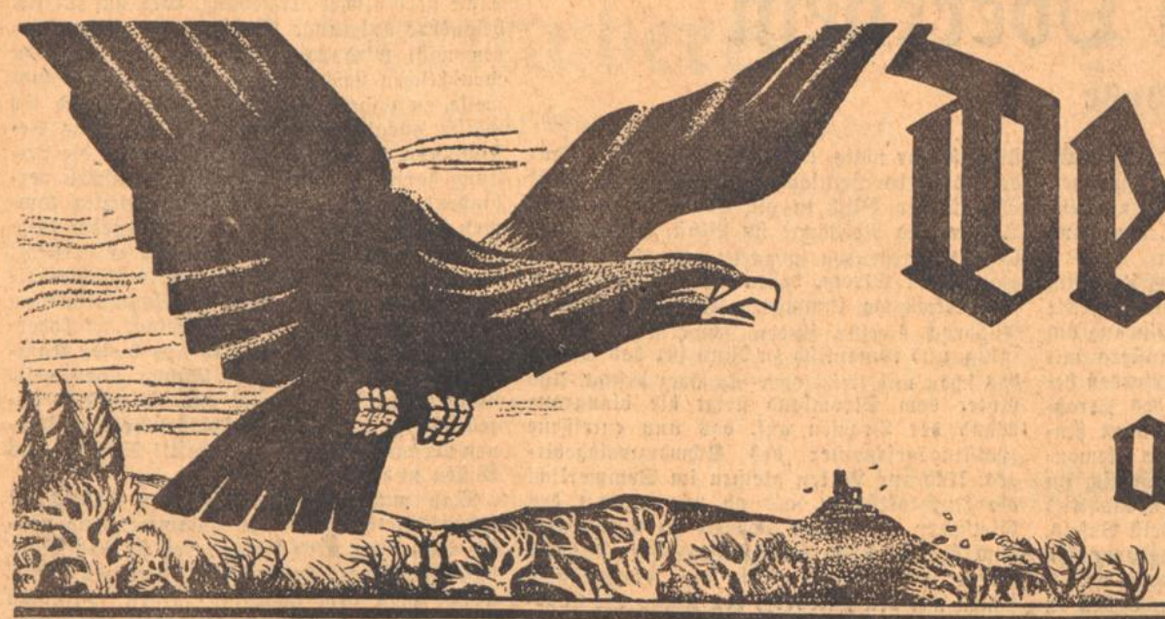
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

15 (15.4.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 15 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, den 15. April 1934

Wächter des Ganzen

Es hat viele, sehr gescheite deutsche Männer gegeben, die voll Begeisterung für die deutsche Romantik sich von ihr eine grandiose Entfaltung und Offenbarung deutschen Wesens erhofften.

Zweifellos gehört jene Geistesbewegung, die neben Goethes und Schillers am Griechentum gebildeter Klassik als deutsche Romantik einherläuft, zu den ursprünglichsten und interessantesten des deutschen Geistes.

Sie ist auch bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben, hat sie doch in der deutschen Musik eines Schubert, Schumann, C. M. v. Weber eine unsterbliche Erfüllung gefunden.

Dieses so vielfältig schillernde, in den unglaublichsten Gegensätzen sich darbietende „Land der blauen Blume", wie man die Romantik hieß, erschien sehr bald als ein Ausdruck der Schwäche, der Formlosigkeit, des schwärmerischen Gefühlsüberschwangs, weiblicher Weichlichkeit neben der Formstrenge und Männlichkeit klassischen Wollens.

Die schöpferischen Persönlichkeiten, welche Träger der deutschen Romantik waren, mögen sogar selbst daran schuld haben, daß bald nach ihrem Tode eine Epoche hereinbrach, die alles Romantische als Spuk und Phantasterei verspottete und ganz bewußt das Wirkliche, das Nüchterne, das Wissenschaftliche, kurzum die Vorherrschaft des Verstandes gegenüber dem im Dunkel irrenden Gefühlsleben proklamierte.

Sie waren eben, gestehen wir es offen, in jenem empfindsamen Zeitalter vom Ganzen aus gesehen, dem Leben nicht gewachsen vor lauter Innerlichkeit.

Ihr Wollen war viel größer als ihr Können und ihr Wollen war wiederum viel zu vielseitig, zu zersplittert und gegen sich zu nachsichtig, als daß es nicht ins Unendliche zerflattern, sich selbst widersprechen und sich zersetzen mußte.

Eines aber bleibt: Der große Aufbruch der deutschen Seele zum Ganzen hin.

Allen, welche die deutsche Romantik nicht kennen und in ihr nur verwunschene Schlösser, geheimnisvoll klappernde, einsame Mühlen im Mondenschein, bemooste Brunnen und märchenhaftes Waldesweben oder tolle Abenteuer sehen, sei's gesagt: die deutsche Romantik war trotz aller Verspottung und wirklichen Unzulänglichkeit, trotz aller Verirrungen ins Schwärmerische und Krankhafte die wichtigste und eigentlich deutsche Geistesbewegung der Vergangenheit.

Sie offenbarte die Reinheit und Größe der deutschen Seele wie nichts zuvor und gab jenem unsterblichen deutschen Idealismus das Losungswort, zu dem auch wir uns immer bekennen: die ewige Sehnsucht!

In wem diese Sehnsucht nicht gleich einer ewigen Flamme brennt, der, nur der ist alt, ist tot.

Diese Sehnsucht kennt keine Grenzen, keine Götzen, keine Selbstgenügsamkeit.

Sie will und ist das Ganze, ungeteilt, vom Menschen her gesehen. Leib und Seele, Verstand und Gefühl, Gott und Welt, Mensch und Erde, Volk und Landschaft, alles ist für sie ein Ganzes, Unteilbares, Ausdruck ewigen Werdens und Seins.

Wir Deutsche haben allen Grund heute, nachdem wir unsre Kinderkrankheiten glücklich überstanden, zu denen auch vieles in der Romantik gehört, zu bekennen, daß wir unsrem Wesen nach echte Romantiker sind, als Wächter des Ganzen.

Wir wissen heute, daß es unser Nationalunglück war, daß wir dem Geist des Ganzen abtrünnig gemacht wurden durch fremde und eigene Schuld.

Welches Unglück allein der griechische Philosoph Aristoteles für uns bedeutete, werden wir erst noch in seinem ganzen Umfang herausstellen müssen.

Denken, Fühlen, Wollen, diese Einheit menschlichen Wesens, wurde uns so schon vor über zweitausend Jahren zerspalten; Leib und Seele, dieses unzertrennbare Außen und Innen unseres Wesens wurde gewaltsam getrennt, nicht weniger Verstand und Seele, bis wir zerzaust, zerpflückt und ohnmächtig gefesselt uns selbst verloren und an Leib und Seele erkrankten. Der Mensch, wie er von Gott geschaffen, ist ein Ganzes, wie auch ein Volk ein überpersönliches Ganzes ist, und niemand darf und kann ungestraft Spaltungen vornehmen zugunsten irgend eines Teiles.

Leben ist ständige Wiedergeburt. Stets aufs neue treibt uns eine ewige Sehnsucht, in ein höheres Ganze einzugehen, stets neue Stufen der Vollendung zu erkämpfen.

Niemals aber wird uns das gelingen, wenn wir nicht treue und starke Wächter des Ganzen sind; denn als solche haben wir keine geringere Aufgabe, als Gottes Schöpfung rein zu halten und vor Zerstörung zu schützen.

Wer die Werte der Schöpfung nicht demütig und begeistert zu bejahen vermag, den, nur den erkennen wir als des Lebens Erbfeind und bekämpfen ihn bis aufs Messer, wo und wie er sich auch zeige.

Wer die Schöpfung nicht ehrt, ist der Erlösung nicht wert.

Schöpfung aber ist göttliche Ordnung, ist Kosmos. Ihre Einheiten sind: Mensch, Familie, Sippe, Stamm, Volk.

Ewige Sehnsucht des hochstrebenden gotischen, deutschen Menschen webt und schafft unaufhörlich, diese Einheiten stets aufs neue in Ganzheiten wiederzugebären, als da sind:

Persönlichkeit und Nation!

In diesem Sinne sind wir Nationalsozialisten Wächter des Ganzen.

Vergessen wir das nie!

Karl Neuscheler.

Aus dem Archiv der Reichsbahndirektion.

Frühling im Badnerland
Das Freiburger Münster vom Schloßberg aus gesehen.

Aus dem Inhalt:

Hermann Eris Busse: Das Paradies am Oberrhein

Adolf von Grolman: Johann Peter Hebel

Ernst Klotz: Seeräuberei

Otto Gillen: Der Totenstein

Florian Seidl: Der erste Weg

Fritz Schweizer: Wir erobern München

Jacob Berger: Badische und pfälzische Landsleute in der Ukraine

Oscar Herrigel: Die Belagerung der Festung Philippsburg 1688

Anselm M. Schmitt: 50 000 Bücher auszuleihen!

Worte Theodor Körners

Wer das Leben liebt und den Tod nicht scheut, geht fröhlich hin durch die sinkende Zeit.

*

Der hat nie das Glück gekostet, der's in Ruh' genießen will.

*

Die Rache ist das Erbteil schwacher Seelen, ihr Platz ist nicht in einer starken Brust.

*

Und der nur, Sohn, der ist der größte Fürst, der sich den Thron baut in der Menschen Herzen.

*

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das Paradies am Oberrhein

Von Hermann Eris Busse

Um die Teiche halten die Frösche ihre Hochzeiten ab, und die Amsel singt, kaum erwacht der Tag, auf dem höchsten Baumgipfel. Das Leben der Tiere ist lebhaft wie nie in diesen Tagen am Rande der Wälder, deren Hecken sich der Sonne schon grün entgegen recken. Im Tannicht drin des Schwarzwaldes ist es noch still. Nur Eichhorn und Kreuzschnabel und Tannenhäher, die auch im Winter den Raum mit ihrem scheuen Wesen und ihren Stimmen erfüllten, sind dann und wann lauter und erregter als sonst. Kreuzschnabels haben bereits Junge, die tun ja ihre Wiege schon auf, wenn Eis und Schnee noch die Natur in Starre halten.

Heuer ist nirgends mehr Schnee. Ein paar Flecke halten sich noch an den Winterhalden der hohen Schwarzwaldberge, in Schrunden, die nie ein Sonnenstrahl trifft, wo der Winterhauch überhaupt nie weichen will. Aber am Westhang des Schwarzwaldes, da schwingt der Frühling sein blaues Band schon längst, denn zwischen Baden-Baden und Badenweiler erstreckt sich in wundersamer Anmut die Riviera Deutschlands hin: Landschaft zwischen Strom und Gebirge, Ebene und Hügelland voll Obst und Wein und Wald, Bauernflur voll unerhörter Fruchtbarkeit, Dörfer in lieblicher Einfalt um nadelspitze oder zwiebeltürmige Kirchen geschart; in Buchten, wo die Ebene in den Gebirgsstock sich schmiegt, liegen die Städte. Sie ruhen auch dort, wo weite Wälder um eine Talmulde stehen, in Bergkesseln.

In diesem langgestreckten Gebiet am Oberrhein ist alles verschwendet, was man das Glück der Landschaft nennen könnte. Das Gebirge mit würzigem Tannenruch und Höhenluft, heiße Quellen und mineralische Wässer, aller Heilwirkungen fähig. Und Badeorte gewinnen vom Glück der Natur ringsum ihre einzigartigen Reize. Der königlichste unter ihnen ist Baden-Baden. Ueberzackt von der Ruine Hohenbaden, der Burg des alten Markgrafengeschlechtes, umstanden von Bergfamilien mit Tannenwäldern bedeckt in weitem Rund, ruht die Stadt wie in einer mächtigen grünen Schale mit Buckelverzierungen; das sind die hellen Hügel, die ringsum vor den dunklen hohen Tannenwänden stehen. Ueber die Hügel und unten in der Mulde weht immer an klaren Tagen die Vision des Südens, die die weißen Hotels mit den farbig gestreiften Sonnendächern über Terrassen und Balkonen und die weiten Gärten mit Palmen und Wasserspielen, die Alleen mit Cedern und Trompetenbäumen, Cypressen und Blutbuchen noch vollenden. Vom Süden gesättigt, rasch einmal den kräftigen Hauch des Nordens zu genießen, ist leicht von Baden-Baden aus, wie von ihrer am anderen Ende des Schwarzwaldbogens am Oberrhein ruhenden kleineren Schwesterstadt Badenweiler aus auch; denn über breite Straßen fliegt man im Auto nur so auf die Grate der Berge, wo der Baumwuchs aufhört und kleine Steppen und Moore sich hinbreiten, seltsam duftend nach würzigen Bergkräutern an sonnigen Tagen. Hier gibts Kurhäuser und einsame Bauernhöfe, in deren Nähe große Kuhherden weiden mit Glockenreigen- und Hirtenflötenmusik. Was will man denn mehr? Für Stöckelschuh und Nagelschuh sind Wonnen da, wie sie der gute Deutsche vielleicht bisher noch nicht im frühsommerlichen Land Baden entdeckt hat; den Feldbergwinter kennt er eher.

Reiseland, Wanderland und Ferienland ist Baden. Die große Welt gibt sich ein Stelldichein im österlichen Zauber Baden-Badens. Die Bäder füllen sich. Griesgrämige Kranke machen von Tag zu Tag unternehmungslustiger ihre Spaziergänge in der großartigen Lichtentaler Allee, wo die Kaiser und Könige aller Welt und die berühmtesten Diplomaten genau so wie die Künstler und wie die Schmeichler und Abenteurer großen Formates sich ergingen, nicht nur im Blütenzauber von Krokus, Magnolie und Rhododendron ergötzt und an der Musik, die aus dem Kurgarten tönt und von dem klaren, forellendurchhuschten Lauf der Oos und dem vornehmen Schwung ihrer Brücken, sondern angeregt auch von den Frauen, die hier zeigen können, was Schönheit ist und Lockung, natürliche Anmut und Kunst der Mode. Hier scheint nichts abgründig und sorgenvoll, hier wehen alle Tage hin wie ein einziges buntes Fest. Selbst der Heilsuchende denkt nicht daran, krank zu sein. Die heißen Quellen tun das ihre für den Körper, und die helle Inbrunst der Umgebung beschäftigt heilsam Seele und Auge. Wo kann es da noch fehlen?

Wer weiter schweift, und wer stillere Heilstätten sucht, oder wer bescheidenere Gaststätten sucht, die noch wärmer an die Natur gebettet scheinen, der findet alles, was sein Herz begehrt in den Kniebisbädern Peterstal, Freyersbach, Griesbach, in den vielen heiteren Orten des Bühler-, Rench- und Achertales. In Kurhäusern auf der Bühlerhöhe, in Pensionen und guten Gasthöfen ist für alle Wünsche Raum.

Das Land, österlich aufgeputzt, ertrinkt jetzt bald in den Blütenschäumen der Obstbäume; denn es ist ein Obst- und Weinland, ein Garten Eden ohnegleichen, hingebreitet zwischen Gebirge und Strom, eine Landschaft mit blühender, überlieferter Bauernkultur, ein Land alter Städte voll edler Bürgerkultur.

Freiburg im Breisgau beherrscht geistig und wirtschaftlich fast diese ganze langgestreckte Landschaft am Strom. Wo der Zirkelsprung um die Kreuzblume des gotischen Münsters mit dem „schönsten Turm der Welt" im Norden begrenzt ist, berührt er den Kreis des Straßburger Münsters, und wo er im Süden hinschwingt, streift der Geist der dritten alemannischen Münsterstadt ihn freundnachbarlich im Zirkelsprung ums Münster zu Basel. Und wo die beiden, der protestantische Geist Basels, der katholische Freiburgs sich begegnen, da liegt Badenweiler in der oberen Markgrafschaft Baden ähnlich wie Baden-Baden in der unteren Markgrafschaft in einer köstlichen Schale von abgestuftem Grün, windgeschützt und wettergefeit umschlossen, schier durch das ganze Jahr. Der Blauen schaut in das Städtchen hinein, das fast nur aus Hotels und Pensionen besteht und heimelig in Gärten und Parks gebetteten Villen. Das Markgrafenbad mit mächtiger Schwimmhalle wird von warmem Heilwasser gespeist, dessen Kraft Wunder wirkt. Der Gesunde feit sich gegen Krankheit, wenn er die Bäder nimmt, der Kranke befreit sich von Schmerzen und Last. Und wiederum sind es nicht die Bäder allein und die fröhlichen Trinkkuren, die das Wunderbare erwirken, sondern die Landschaft schafft mit, die unvergleichlich schöne um Badenweiler.

Ein kleiner, behaglich zu gewinnender Anstieg ist nur nötig, um den einzigartigen Zauber des Oberrheinlandes zu genießen. Weit schweift der Blick in die Ebene hinab, über Dörfer und Rebhänge im Blust, hin zu dem breit hinfließenden in zartem Dunste bläulich glänzenden Strom, dessen Ufer Pappelreihen so merkwürdig stimmen. Man kann keinen Ausdruck hierfür finden, schwermütig ist zu füllig, und romantisch zu dünn für das Gefühl das schön und tief einem ins Herz dringt. Und hinter dem Stromland steigt die blaugraue Wand der Vogesen auf, das uns entrissene Zwillingsgeschwister des Schwarzwaldgebirges. Und zur Linken gleißen im Sommerlicht die Jurakalkhänge, als ob wir es mit den Gletschern der nahen Schweiz zu tun hätten. Und hinter uns im Aufstieg der dunklen Berge mit Tannen über die Buchenhügel ahnen wir den Feldberg, den König der Landschaft.

Badenweiler, das ist nicht nur Erinnerung an Italien, weil die Römer wie auch in Baden-Baden seine heißen Quellen schon in Bäder faßten und seine Bodenschätze im Bergreich der Umgebung ans Tageslicht förderten, Badenweiler ist ein Kleinod der oberrheinischen deutschen Schicksalslandschaft.

Deutscher! Besuche dein Deutschland!

Und Deutscher! Besuche vor allem dein Grenzland!

Denn keine noch so herrliche Natur, und keine noch so köstliche und kostbare Kultur, und keine noch so reiche Fruchtbarkeit konnte es verhindern, daß auch im badischen Land die Grenzlandnot ins Ungemessene gewachsen ist.

Alemannische Heimat

Ziska Luise Schember.

Lebend'ger Schutzwall vor dem Lärm der Zeit
schweigsam und schwarz steht unsres Waldes Wand,
ein Heiltum hütend für die Ewigkeit:
Der Alemannen Herz und Heimatland.

Wenn dann des Waldes stille Söhne ziehn
wandernd wie Wotan über Meere weit
der ihnen hat das inn're Wort verliehn:
Im Wirbelsturm der Welt sind sie gefeit.

Stumm redet stark das artverwandte Blut
wo ihrer zwei und drei versammelt sind.
Tut schweigend einer schweres Werk, wird's gut:
Auch aus der Ferne stärkt der Wald sein Kind.

Oberrheinische Köpfe:

Johann Peter Hebel

Von Adolf v. Grolman

Seit mehr als einem Jahrhundert ist es Sitte geworden, Johann Peter Hebel, den alemannischen Dichter und badischen Prälaten, so hinzustellen, als sei er ein stiller und behaglicher, „gemütlicher" und schalkhafter, zu jedem Kompromiß bereiter Mann gewesen; es wird ihm als Charakteristik nachgesagt, daß er ein alternder Vertreter der Aufklärung gewesen sei, dem Nationalen gegenüber kühl, im Religiösen vermittelnd, kurzum eine Art von bequemem Idylliker. Die Folge solcher Anschauungen war, daß jeder, der sich neu mit Hebel beschäftigte, dies, was ihm vorgeredet worden war, bei ihm dann auch in der Tat zu finden glaubte, — sehr zu Unrecht. Daher ist es vielleicht gut, über Johann Peter Hebel und seine alemannische Eigenart ein wenig nachzusinnen.

Abstammungsmäßig ist Hebel nicht ein vollkommen reiner Alemanne, er hat auch fränkische Vorfahren; allein entscheidend war für ihn die Geburt, und dadurch wurde Hebel in den Kreis der Stadt Basel gestellt, und diese Gegend des Alemannischen hat er bis zum Lebensende am meisten geliebt. Nicht am wenigsten wohl deshalb, weil er nur den geringsten Teil seines Lebens dort verbringen durfte; denn schon in jungen Jahren kam Hebel nach Karlsruhe, erst als Lernender, dann (seit 1791) als Lehrer; rasch wurde man auf seine erzieherischen Fähigkeiten und auf seine besondere Begabung aufmerksam, er wurde Direktor des Gymnasiums, damals Lyzeum genannt, und dann wirkte er im badischen Kirchendienst, ward Prälat, Mitglied der Ersten Kammer, und sein Werk ist die Vereinigung der badischen Protestanten zu einer, auch nach außen wirksamen, kirchlichen Gemeinschaft. Um diese „Union" zu erreichen, mußte Hebel sich allerdings früh bewußt sein, daß er auszugleichen haben würde. Denn zwei geistige Faktoren stellten sich diesem kirchlichen Werk in den Weg: einmal die aufklärerische kühle „Weisheit" damaliger Gebildeter, und zweitens die Tatsache der katholischen Kirche. Gewiß: beide Mächtegruppen waren zu Hebels Wirkungszeit nicht allzu mächtig. Die Aufklärung verlor die Jugend, mit der einst sie gewirkt hatte, und der Katholizismus war im Begriff, sich aus der sehr formlos gewordenen Art des Spätjosefinismus zu festeren Gestaltungen durchzuringen. Aber das Dritte, das Hebel immer und stets berücksichtigen mußte, war die außenpolitische Lage des Grenzlandes am Oberrhein, mit einem Wort: Frankreich und Napoleon einerseits, — das Deutsche Reich und dessen Territorien andererseits.

Es war damals strenge Uebung, daß alles Innen- und Außenpolitische nur von ganz bestimmten Kreisen besprochen und bearbeitet wurde. Der Bürger, der Bauer, der „kleine Mann" so ganz im allgemeinen, hatte ebenso wie der Beamte, d. h. der fürstliche „Staatsdiener" damals, d. h. um 1800 herum, keinerlei Recht und Erlaubnis, sich mit Fragen der Politik zu beschäftigen: er konnte sich über die ihn betreffenden Folgen der Weltläufte freilich Gedanken machen und diese auch, in angemessener Zurückhaltung, äußern; das war aber auch alles. Die Regierungskunst der Aufklärung wollte des Untertanen Glückseligkeit; nicht mehr und nicht weniger: um sie zu erreichen, huldigte man der besonnenen schaltenden Regierungsweisheit der Kabinette. „Das Volk" war Objekt, nicht Subjekt der Bemühung. Kein Wunder, wenn in der Grenzmark, deren Fortbestehen dauernd größten Gefahren ausgesetzt war, die Bevölkerung nicht entfernt den Schwung bekommen konnte, den man weiter weg von der Landesgrenze in der Zeit der Befreiungskriege beobachtet. Nicht, als ob sie ihn nicht gehabt hätte. Aber es war an dem, daß ein ungeschicktes Wort, eine verfehlte oder schiefe Situation den Fortbestand des Grenzlandes gefährden konnte.

Man darf bei Hebel nie vergessen, daß er seine berühmten Kalendergeschichten alle zwischen 1807 und 1815 schrieb; vorher schrieb er seine alemannischen Gedichte (1803), und diese samt der Beurteilung, welche sie durch Goethe fanden, sind es, welche Hebel in den Augen Vieler einseitig abgestempelt haben: denn in den alemannischen Gedichten ist viel Idylle, ist eine Ruhe, die fast antik anmutet, und indem Goethes Ansicht über diese Gedichte (und nur über sie!) im Laufe der Zeit auf den ganzen Hebel und seine späteren Werke und Handlungen übertragen wurde, konnte das eingangs erwähnte, schiefe Bild, das die meisten von ihm haben, entstehen und bestehen bleiben.

Hebel hat stets eine feine und zurückhaltende Art den Menschen gegenüber gezeigt. Er nahm jeden sehr ernst, und weil er dies tat, zeigte er sich ihm heiter und angenehm; das ist ein Stück persönlicher Erziehung. Wer auf Dritte, besonders auf junge Menschen, im guten wirken will, wird es unterlassen, seine eigenen menschlichen Lasten öfters, als nur ausnahmsweise, zu zeigen: Hebel richtete sich danach. Er wirkte ausgleichend, denn das war seine Bestimmung. Er sah seinen Kampf um die Leistung darin, „verbindlich", d. h. Menschen verbindend, zu sein. Die Kalendergeschichten kommen solcher Haltung sehr entgegen: jeder kann aus ihnen so viel entnehmen, als er versteht; der eine wird sich an die lustige Geschichte halten, der andere wird über die Nutzanwendung nachdenken, er wird das „Merke....:" beherzigen, und ein Dritter wird aus diesen Kurzgeschichten sehen, daß deren Dichter einen weltumspannenden Blick hatte, und die größten Begebenheiten in seinen Geschichtenkreis zu bannen verstand. Nicht nur lehrhaft!! Sondern aus Wissen und Liebe.

Man muß all diese Geschichten Hebels im Schatzkästlein einmal im Zusammenhang prüfen, und man wird finden: daß sie von einer vaterländischen Leidenschaft getragen sind, welche man dem angeblich „stillen" Prälaten vielleicht gar nicht zutraute. Wo man aufschlägt, kommt das deutsche Volk bei Hebel zu Wort; die Kalendergeschichten führen von der Stadt weg, auf das Land und auf die Landstraße. Ist Hebel moralisch?? Viele Geschichten enthalten so viel Freude am Pfiffigsein, am Necken und Spotten, daß die bürgerliche Moral befremdet ist. Aber Hebel ist ethisch: d. h. die sittliche Grundforderung des Menschen wird mit aller Bestimmtheit hochgehalten, und daher ist Hebel groß. Denn ob er sich mit persönlichen Schicksalen Einzelner befaßt, oder ob er über die Geschichte der Alemannen heiter und nicht ohne Ironie nachdenkt, — immer bleibt er der sichere Mann, der ganz genau weiß, daß jenseits des Vordergrunds der Heiterkeit unbeirrbar der tiefe Ernst des Lebens wirkt, und nicht vernachlässigt wird.

Hebel hat auch das Christentum heiter gesehen, nicht nachgiebig, nicht gleichgültig, — sondern heiter! Er will möglichst frische Menschen voll guten Willens; die sind ihm wichtiger, als theologischer Streit über Sünde, Erlösung u. a. m. Wozu auch? Der Mensch guten Willens wird Kräfte aussenden, die wirken, und die bei Dritten wiederum Gutes bewirken. Das ist eine Sittlichkeit, die in der Theorie sehr einfach zu sein scheint, und die man in der Praxis nur verwirklicht, wenn man ein ganzer Kerl ist, der Gott fürchtet, und nicht den Teufel. Das war Hebel. Und dabei war er ganz und gar nicht „schalkhaft", wie einer dem andern über ihn nachspricht. Denn da hört der Schalk auf, und die letzte große Heiterkeit des Menschen guten Willens vor Gott beginnt. Und dies war Hebels Theologie und sein Gottesdienst. Niemals hat Hebel um des Dichtens willen „gedichtet", sondern immer und je nur dann, wenn es erforderlich war, zum Zweck für den Nächsten. Er war ein „Dichter" im Sinne der Antike, das heißt, kein Nur-Dichter, sondern ein Mann der Arbeit und der Leistung, der außerdem und mitten im Amt Zeit und Kraft und Gottesgnade genug besaß, um durch Dichterwort die segensreiche Wirkung seines eigenen Seins noch mehr zu unterstreichen. Und das ist groß! Größer als die Deklamationen der Nur-Dichter, welche außerhalb ihrer Ekstasen traurige Tröpfe sind.

Im Januar 1814 schrieb Hebel sein politisches Mahnwort" und darin stehen die Sätze: „Großes kann nur durch Großes erlangt werden. Die Unabhängigkeit, das Glück, die Ehre einer ganzen Nation kann nur erobert und bewacht werden durch die vereinte Kraft der ganzen Nation, wenn sie auf einen Zweck geleitet wird, und jeder seinen Arm, seinen Mut, und sein Blut weihet dem Vaterlande und der lieben Heimat. Weißt du, daß wir unüberwinglich sind, wenn wir wollen?" — Hebel gehört zu den deutschen großen Patrioten genau so gut, wie die Fichte, Arndt, Kleist, Körner — und es ist ein Unrecht, daß er nicht immer mit jenen zusammen genannt wird. Der Alemanne wußte in seiner inneren Sicherheit [illegible] viel deutlicher und teifer, um was es ging, als jeder andere, und es ist schade, daß das flüchtige Urteil Goethes über ein Werk Hebels den ganzen Mann und sein Wirken unbilligerweise abgestempelt hat.

Hebel poltert nie! er sah das Verbindende! er übersah das Trennende! Das ist positive Leistung, nicht Nachgiebigkeit. Er war mit dem katholischen Bischof von Wessenberg befreundet, einem Manne, der nicht Politik machte, wie seine Gegner es von ihm wünschten, sondern der ein Gottesmann war. Hebel ist viel mehr, als bloß tolerant: er studierte die eigene Rasse, er studierte aber auch mit besonderem Eifer und scharfer Kritik fremde Rassen, ganz besonders das jüdische Volk in seiner Eigenart. Er lehrte mit Vorliebe Latein und Griechisch, aber er schrieb deutsch, und schenkte den Deutschen mehr, als die alemannischen Gedichte, welche ein Norddeutscher nicht lesen kann, so wenig, wie ein Süddeutscher Fritz Reuter ohne weiteres versteht: er schenkte ihnen die Kalender-Geschichten und deren sichere Weisheit.

Gottfried Keller sagt es einmal so schön, beinahe, wie wenn er an den echten Hebel dächte: „Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt und macht den Mann. Die Welt ist innerlich ruhig und still und so muß es auch der Mann sein, der sie verstehen und als ein wirkender Teil von ihr sie wiederspiegeln will". —

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Seeräuberei

Geschichte eines Paddelbootes von Ernst Klotz

Ich hatte früher nie an Paddeln, Rudern, Segeln gedacht und war eigentlich nur aus Verlegenheit in die Ausstellung geraten, weil die ersten Spritzer einen neuen Dauerregen ankündigten, und ich deshalb die nächsten Stunden lieber dort verleben wollte, wo sozusagen der Wassersport im Saale stattfand. Ich muß zugeben, daß ich bis dahin leider nur eine recht mangelhafte Vorstellung von Booten hatte. Die Hauptsache ist, dachte ich mir, daß kein Wasser hereinkommt, und daß nie mehr Leute darin sitzen als die Polizei erlaubt, und dann besteht der Unterschied, daß manche Kähne grün angestrichen sind und manche braun. Ich persönlich wäre eigentlich für ein schönes Blau, das gut zum heimischen Gewässer abgestimmt ist. Ganz apart müßte auch Gelb sein, außerdem sieht man da schon von weitem, wenn sich das Boot einmal in Seenot befindet, und ich käme bestimmt bald in die größte Seenot, wenn ich ein Seemann wäre. Ja, wenn — eigentlich ist es natürlich gar kein so übler Gedanke, Seemann sein und als sein eigener Kapitän am Sonntag eines der kleinen hübschen Boote fahren. Das hat sogar bestimmt seinen Reiz!

Auf jeden Fall nahm ich mir zunächst mal möglichst viel Prospekte mit. Daheim studierte ich sie bis in die tiefe Nacht und war schon mehrmals fest entschlossen: dies Boot oder keins! Da überzeugte mich der nächste wieder, daß ich gerade mit meinem Laienverstande wieder den schlimmsten Seelenverkäufer gewählt hatte, der je über Wasser gefahren ist. Drei Zentner Blei um den Leib binden und damit in die Fluten springen, wo sie am tiefsten sind, und ich hatte mehr Aussicht, wieder lebend an Land zu kommen, als wenn ich das Konkurrenzfabrikat bestieg und damit im Abstande von einem Meter am Ufer entlang plätscherte. Schließlich sagte ich mir: vor allem keine Experimente! Ein möglichst stabiles Holzboot wird für dich das richtige sein! Ich sah nun die Anzeigen in den Zeitungen durch und hatte das Glück, daß der Mann, den ich zuerst aufsuchte, mich gleich überzeugen konnte, daß sein Schiffchen zufällig gerade alle meine Ansprüche erfüllte.

Es lag ihm sichtlich nichts daran, seinen „Seeräuber" los zu werden. Er hatte nur das Pech, daß er aus beruflichen Gründen in eine Gegend wegzog, in der kein Wassersport möglich war. Der Preis für das Boot war allerdings nicht wesentlich niedriger als für ein neues, und an handeln war leider auch nicht zu denken, weil ein Schwager und „noch ein anderer Herr" sich schon für das Fahrzeug interessierten und jeden Augenblick erscheinen konnten, um endgültig „Ja" zu sagen. Ich sah ein, daß mir hier eventuell eine besonders günstige Gelegenheit entgehen konnte, zumal auch vom augenblicklichen Besitzer die Behauptung recht einleuchtend begründet wurde, daß ein altes Boot eigentlich viel wertvoller ist als ein neues, „denn", sagte er, „nehmen Sie z. B. einmal an, die Werft verwendet zu frisches Holz, das dehnt sich dann und biegt und verändert sich, und dann haben Sie die Bescherung. Wir haben es voriges Jahr erlebt, daß ein Klubkamerad mit einem ganz neuen Boot am ersten Pfingstfeiertag zum erstenmal in See stach, und wie der Mann am Pfingstmontag zurückgegondelt kommt, da denken wir, er hat sein Boot mit Maien geschmückt. Keine Ahnung . . . da hat das Holz einfach im Wasser wieder ausgeschlagen, und nun können Sie sich einen Vers machen, wie der Kahn überhaupt aussah. Also steigen Sie als Anfänger nur in ein ausprobiertes, bewährtes Fahrzeug ein!" Der Rat war vielleicht nicht so schlecht, kurz und gut, als ich mich von dem ollen ehrlichen Seemann verabschiedete, da hatte er bereits eine ganz erhebliche Anzahlung in der Tasche, und ich war sozusagen ein halber Kapitän! Ein ganzer sollte ich am nächsten Tage werden, denn der Mann bestand darauf, daß er sein Geld gleich bekam. Für den Preis, wie er sagte, eine absolute Voraussetzung.

Ich war zeitig da, befühlte mein Boot von allen Seiten, ging ab und zu aus dem Schuppen ins Freie, um kritisch nach dem Wetter zu schauen, und erkundigte mich bei einem Herrn mit dunkler Kapitänsmütze nach der Windstärke, war aber anscheinend an einen Laien geraten, denn klarer Bescheid war absolut nicht von ihm zu erhalten. So zog ich lieber meinen „Siegismund Rüstig" aus der Tasche, um den fürchterlichen Schiffbruch noch einmal in allen Einzelheiten nachzulesen und mich vor allem zu orientieren, wie sich der Schiffszimmermann am besten in solch einer Lage verhält. Ich blickte auf das träge dahinströmende Wasser. Künftig würde ich also Sonntags ein Seeräuberleben führen, während meiner Urlaubswochen vielleicht sogar einmal Deutschland auf dem Wasserwege durchqueren. Da ließ mich die kräftige Stimme meines alten Seebären auffahren. Mit kurzem „Morgen" begrüßte er mich, tippte an seine Mütze und griff grinsend nach meinem „Siegismund Rüstig". „Aha, alte Jugenderinnerungen!" „Ja", sagte ich, „aber man kann auch nebenbei eine ganze Menge daraus lernen". „Na, Sie werden bestimmt mal ein tüchtiger Seemann. Uebrigens wie steht es denn damit . . .?" Ich verstand die betreffende Geste, holte die säuberlich zurecht gelegten Scheine aus meiner Brieftasche und sah sie nicht ohne leichte Beklemmung auf Nimmerwiedersehen im Jackett meines Gegenübers verschwinden. Immerhin, nun war ich unbestritten Herr über mein eigenes Schiff! „Sind Sie wohl so freundlich und tragen mein Boot mit ins Wasser?" „Können wir machen!" Wir hatten beide ordentlich zu schleppen, aber ich war begeistert, als ich sah, daß der „Seeräuber" schwamm. Das war ja seine selbstverständliche Pflicht, aber es war doch ein erhebendes Gefühl, ihn ebenso sicher und ruhig auf dem Wasser liegen zu sehen, wie jedes Schlachtschiff und jeden Ozeanriesen. „Nun, wie wäre es mit einem kleinen Seemannstrunk, so zur Einweihung?" Der alte Kapitän war anscheinend weniger sentimental, aber er dachte vielleicht seemännischer als ich. Ich ging also mit ins Bootshaus und der kleine Seemannstrunk dauerte wohl zwei Stunden. Endlich zahlte ich kurzerhand die ganze Zeche, damit wir nun wieder ans Boot kamen. „Ich fahre jetzt los!" sagte ich und ging schnell voran, blieb aber wie angewurzelt stehen, als ich meinen „Seeräuber" im Wasser liegen sah, ja Wasser, nicht mehr aus dem Wasser wie vorhin! Vielleicht 10 cm mochten gerade noch hervorragen, und das war das Boot, in das ich mich eben setzten wollte! Ich sah mich nach meinem Begleiter um und stammelte: „Da, Wasser!" „Ja", sagte er, „Wasser, leider nur reines Wasser, Alkohol ist es leider nicht!" „Wie kommt das? Hat da einer Wasser reingegossen oder ist das Boot gar gesunken?" „Wie das kommt? Vielleicht ist das Boot gar nicht gesunken. Vielleicht ist nur das Wasser gestiegen. Also passen Sie mal auf! Das ist gar nicht ängstlich. Das ist bei jedem Boot so. Im Frühling, wenn es zum ersten Mal wieder ins Wasser kommt, da muß es erst mal wieder ordentlich aufquellen. Deshalb keine Bange nicht! Wenn Sie nächsten Sonntag wieder kommen, ist das bloß noch halb so schlimm." „Also kann ich erst nächsten Sonntag fahren?" „Nächsten Sonntag schon? Ich würde noch etwas warten! Und wenn Sie dem Boot noch etwas Gutes tun wollen, dann lackieren Sie's doch erst noch mal. Das macht man im Frühjahr gern." „Lackieren?" „Ja, lackieren. Aber natürlich müssen Sie erst mal den alten Lack herunterkratzen. Eine ganz schöne Arbeit. Aber Sie sollen auch mal sehen, wie dankbar Ihnen das Boot ist. Also machen Sie sich nächsten Sonntag mal den Spaß. Und nun Hals und Beinbruch! Leben Sie wohl!" Ich habe ihn nie wieder zu sehen bekommen.

Am nächsten Sonntag war ich der erste Mann im Schuppen, zog meinen „Seeräuber" ins Freie und begann zu schaben und zu kratzen. Kein Gramm von der alten Lackschicht sollte mir entgehen. Ich rieb mit Sandpapier, ich trug ätzende Streichmassen auf, der Lack fing langsam an sich zu lösen. Gegen Mittag glaubte ich noch, daß ich vielleicht bis zum Abend fertig werden könne, als ich aber in der vierten Stunde mit von der Streichmasse angefressenen Fingern schmerzvoll meine Thermosflasche aufschraubte, sagte ich zu mir selbst: „Mach dir nichts vor! Du hast mindestens noch zwei Sonntage zu tun. Im Anfang ging es flotter, aber jetzt an den kleinen winkligen Ecken kommst du ja überhaupt nicht mehr weiter". Am dritten Sonntag schien es mir, daß ich das nächste Mal bestimmt fertig werden müßte, es war aber wieder nichts, ich kam kaum merklich vorwärts und war froh, daß ich gegen Abend wenigstens die vom Lack befreiten kantigen Sitzlehnen in das Boot wieder einsetzen konnte. Eine Menge Menschen standen dabei interessiert um mich herum, denn ich war beinahe schon eine populäre Figur geworden. „Der Mann, der sein Boot lackiert!" hörte ich ab und zu flüstern, und selbst aus der weiteren Gegend kamen Paddler und Paddlerinnen herbei, um mich bei der Arbeit zu besichtigen. Im Laufe der Zeit wurde ich mit mehreren von ihnen ganz gut bekannt, zumal sie mir in liebenswürdiger Weise kleine Stärkungen und Erfrischungen anzubieten pflegten, ehe sie in ihr Boot stiegen, oder wenn sie abends zurückkamen.

Eines Tages sagte ich aber doch voll Stolz: „Nächsten Sonntag wird lackiert!" und packte meine Schaber und Spachtel zusammen. „Schon?" frug skeptisch ein tiefbraun gebrannter Seemann, bückte sich, fing wortlos an, mit seinem Messer meinen „Seeräuber" an der Nasenspitze zu kratzen, und sagte dann mit leichtem Vorwurf zu mir Greenhorn: „Aber warum wollen Sie denn nur die oberste Lackschicht abnehmen? Ich würde doch ganze Arbeit machen und das Boot erst wirklich mal vom Lack reinigen, aber wie Sie wollen!" Ich sah mir die mit dem Messer angekratzte Stelle an. Unverkennbar: drei weitere Lackschichten lagen unter der von mir mit solcher Mühe entfernten. Wieviel Wochen hatte ich schon geopfert, noch dreimal so viel, das macht, nach Halbjahren gerechnet . . .!

„Nächsten Sonntag wird lackiert!" sagte ich energisch und wirklich acht Tage später stand mein Boot nicht nur mustergültig mit einer neuen glänzenden Lackschicht behäutet im Schuppen, sondern auch noch an bevorzugter Stelle in den „Nachrichten" als „besondere Gelegenheit", und ich hatte das Glück, daß der erste Mensch, der sich meldete, ein außerordentlich einsichtsvoller junger Mann war, der vollkommen begriff, daß ein Anfänger nur so ein ausprobiertes, bewährtes Fahrzeug besteigen soll, wie dieses hier. Die kleine Geschichte, die ich ihm von dem Klubkameraden erzählte, dem die Pfingstmaien aus dem Boot gewachsen waren, belustigte ihn ungemein. Er kam überdies durch prompte Bezahlung meinem Schwager zuvor, der sich außerordentlich für den „Seeräuber" interessierte, und wir schieden nach einem kräftigen Seemannstrunk im besten Einvernehmen, nur schien es mir, daß er leicht enttäuscht war, als ich ihm zum Schluß noch den guten Rat gab, dem Boot etwas Gutes zu tun und erst mal den Lack zu entfernen und es dann neu zu lackieren, bevor die eigentliche Seeräuberei anginge.

Freiheit

Von Erich Limpach

Es ist kein Rausch, der uns zur Freiheit zwingt,
Kein flüchtig Streben, das der Wind verweht,
Es ist ein Muß, das aus dem Blute dringt
Und erst im letzten Deutschen untergeht.

Der Totenstein

Die Geschichte einer norwegischen Liebe von Otto Gillen

Im Epsterdalen, eine halbe Wegstunde von Vik bergwärts, liegt ein seltsam geformter Felsblock, an dem es nach dem Glauben der Leute spukt. In alten Zeiten, als noch kein Weg nach dem Tale an den Sognefjord führte, wurde an dieser Stelle einmal im Winter ein Leichenzug von einem jener ungemein heftigen und plötzlich hereinbrechenden Schneestürme überrascht, die ein Weitergehen unmöglich machen, will man nicht Gefahr laufen, zu ersticken oder irgendwo im Finsteren von einem Felsen zu taumeln. Die Leichenträger setzten eiligst den Sarg unter einen überhängenden Felsblock und brachten sich in das nächste Haus in Sicherheit. Als sich das Unwetter gelegt hatte, und sie sich nach dem Sarge umsahen, war dieser verschwunden. Man sagt, der Teufel habe ihn in die Lüfte entführt, und die Seele des jungen Mannes, der begraben werden sollte, jammert nun in dunklen Winternächten um ein Ruheplätzchen in geweihter Erde.

Es geht aber weiter das Gerücht — und hier rührt die Geschichte an die wahrhaftige, einfache und sehr verschwiegene norwegische Volksseele — jener junge Mann habe bis zum Wahnsinn an einer Liebe gelitten, die ihn endlich in den Tod trieb. Das Haus des Mädchens aber, das seine Erkorene war, lag einige Minuten von jenem Stein entfernt, und die Leichenträger sind während des Schneesturms dorthin geflohen.

Iwar, so hieß der Bursche, hatte Eli am Vorabend des St. Hanstages, als man auf dem Wasser und an den Berghängen die Feuer entzündete, beim Tanz am Kai gesehen. Er hatte ihr nur in paar Worte ins Ohr geflüstert und ein wortloses Zugeständnis erhalten, keiner der Umstehenden hatte ewas davon bemerkt. Ihnen selbst mag es damals noch nicht bewußt gewesen sein, daß jene kindlich einfachen Bewegungen, die das Wesen des norwegischen Volkstanzes ausmachen, im Schwall der Geigen und Flöten zu einem liebenden Umwerben aufgeblüht waren, als sie so Arm in Arm dicht am glucksenden Wasser des Fjords über die Bretter schwangen.

Am nächsten Samstag wartete Eli oben auf ihrem Giebelzimmer, bis jene kurze Dämmerung den Tag vom Tage schied, die zwischen 12 und 1 Uhr eintritt und für den Unaufmerksamen kaum zu beobachten ist. Da legte sich behutsam eine Leiter an und gleich darauf stand schwarz das Schattenbild Iwars im Fensterrahmen.

Samstag für Samstag stieg er nun zu ihr ein, sie saßen sich gegenüber und sprachen kaum ein Wort bis zur Stunde, wo die Leute im Hause zu erwachen gewohnt sind. Dann stieg der Freier ebenso heimlich, wie er gekommen, wieder die Leiter hinab, verbarg diese im Heu und verschwand.

Eines Samstags aber, als Iwar wieder einstieg, fand er einen anderen Freier Eli gegenüber sitzen, Olaf, den reichsten Bauernsohn des Dorfes. Eli saß zwischen beiden und sprach kein Wort. So war es jedesmal, Iwar fand, so früh er sich auch einstellen mochte, seinen Nebenbuhler vor, der aus einem finsteren, furchtlosen Trotz heraus auch dann noch blieb, wenn es für Iwar höchste Zeit war, die Leiter wieder hinabzusteigen.

Es war um die Zeit des Julfestes, als wieder beide schweigend bei Eli saßen. Plötzlich erhob sich in der Stille der Nacht um das ganze Haus herum ein ohrenbetäubender Lärm von Flintenschüssen, Trompeten, Deckeln, Pfannen und ähnlichem Gerät. Das ganze Haus, ja das ganze Dorf wurde geweckt. „Es gibt eine Verlobung!" rief man sich zu und strömte zur Wohnung der Braut. (Es muß hier eingeflochten werden, daß, so bald einer zufällig einmal den nächtlichen Freier erspäht, er es flugs jedermann im Dorfe erzählt; junge Burschen folgen nun dem Freier, wenn er auf dem Wege zu seiner Erkorenen ist, von fern und machen, so bald er eingestiegen ist und sich wohl geborgen wähnt, jenen Lärm, der nach altnorwegischem Brauch als Augenblick der Verlobung gilt, wobei die Verlobten und deren Angehörige die einzigen Ueberraschten sind. Ueberrascht war diesmal allerdings das ganze Dorf, als man Eli in der Gesellschaft zweier Burschen fand. Alles blickte das Mädchen an, wie ihr Entscheid lauten werde. Die Wahl Elis fiel auf — Olaf, wie es auch ihre Eltern durch nicht mißzuverstehende Zeichen gewünscht hatten.

Es ist aus der trotzig verschwiegenen, wortkargen Sinnesart zu erklären, daß Iwar bis zu dem Augenblick nichts von der Wandlung Elis gemerkt hatte. Seit dieser Stunde ging er wie ein Unsinniger umher. Er war zu keiner Arbeit mehr recht zu gebrauchen und ging am liebsten zu den Kindern, die zu liebkosen und ihnen sein Leid zu klagen. Er war ein Tölpel geworden und lief die meiste Zeit in den Bergen umher. Bis sie ihn eines Tages im Felsgeröll tot auffanden. Er war in einer stürmischen Nacht abgestürzt, aber die Leute lassen es sich nicht ausreden, daß er an gebrochenem Herzen zugrunde gegangen ist und auch über das Sterben hinaus keine Ruhe finde.

Der erste Weg

Eine Kindheitsgeschichte von Florian Seidl

Jeder geht ihn einmal, seinen ersten Weg, und vielleicht ist er wichtiger, als wir gemeiniglich glauben.

Mein Bruder Alfred war fünfviertel Jahre älter als ich. Fünfviertel Jahre, das ist unter Kindern eine schöne Zeit und verleiht ein hübsches Uebergewicht. Ich werde es ja wohl, wie ich mich jetzt kenne, nicht übermäßig anerkannt haben, immerhin: es war vorhanden. Wir hingen sehr aneinander und waren die Unzertrennlichen, spielten, stritten, versöhnten uns wieder und die Welt war mir ohne ihn undenkbar. Einmal wurden wir gemeinsam in die Stadt geschickt, weit von der elterlichen Wohnung weg. Ich mag damals vier oder viereinhalb Jahre gewesen sein. Und da lief er mir davon! Wahrscheinlich war ich frech und nicht so, wie ein kleiner Bruder zum älteren, unter dessen Obhut er in die Stadt geht, sein soll. Ich sehe noch, wie mein Bruder vor mir stand und sagte: „Nun lauf ich dir weg, nun laß ich dich stehen!" Ich fühle noch das Entsetzen, das in mich fuhr, und dann lief er wirklich weg, grausam, wie Kinder sein können. Und da stand ich auf dem Karmeliterplatz und war so verlassen und klein. Nun mußte er doch zurückkommen, alles mußte ein Scherz gewesen sein, es war unmöglich, daß er nicht kam. Da stand ich, verzweifelt, und dann erblickte ich zum erstenmal den Platz, die Kirche in meinem Rücken, die alte Herzogenburg vor mir, den Römerturm, und ich erkannte plötzlich, daß ich diesen Platz doch schon gesehen hatte, und ich wußte: wenn ich nun zwischen der Herzogsburg und dem Römerturm durchginge, käme ich auf den Domplatz, und der müsse so und so aussehen. Hastig lief ich hinüber. Ja, da war der Domplatz und er sah so aus, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Nun nach links käme der Neupfarrplatz, den Namen wußte ich nicht aber wie er aussah, daß wußte ich und fand meine Vermutung bestätigt und wußte, wie die nächste Straße aussehen müsse, ging hin und nun kam es wie eine Freude über mich, immer wußte ich im vorhinein, was nun käme. Zuerst war ich verzweifelt und voll Angst gelaufen, nun ging ich langsam, sicher ging ich, und ein stolzes Gefühl stand in mir auf. Ich sehe mich noch, wie ich Bein vor Bein setzte, den Kopf hoch trug und fühlte: Ich brauche euch nicht, ich finde allein nach Hause, und wie ich dachte: Zu dumm, daß ich nicht schon lange allein gegangen bin!

Ich kam nach Hause. Wo ist Alfred? wurde ich gefragt. Ich weiß nicht mehr, was ich darauf erwiderte, er kam eine halbe Stunde später, vielleicht hatte er mich doch noch gesucht, aber nicht mehr an der Stelle angetroffen, wo er mich in höchster Not zurückließ. Ich fragte ihn nicht, weiß nur noch, daß ich stolz und verächtlich auf ihn blickte. Ich hatte meinen eigenen Weg gefunden. Ein für allemal.

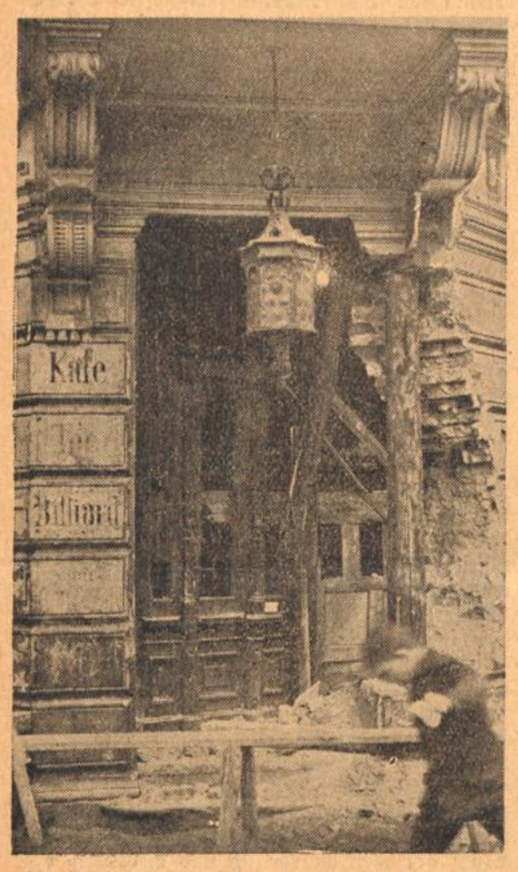
Alle müssen ihn eines Tages gehen, den ersten selbständigen Weg, und vielleicht ist es für ihr ganzes Leben unerhört wichtig, wie sie dabei zu Ende kommen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ein Augenzeugenbericht aus den Apriltagen 1919

Fünfzehn Jahre sind in diesen Tagen verflossen, da der Bolschewismus in Deutschland am drohendsten sein Haupt erhob. In München hatten asiatische Bluthorden, Verbündete des Ungarnschlächters Bela Khun, ihre Herrschaft aufgerichtet. Entschlossene deutsche Männer haben damals unter Einsatz ihres Lebens Bayerns Hauptstadt gerettet. Einer von ihnen, der Karlsruher Kunstmaler Fritz Schweizer berichtet heute in Wort und Bild von jenen Kämpfen.

Februar 1919. Kurt Eisner ist tot, aber Mühsam und Levine haben sein Erbe angetreten und wollen die sozialistische Räterepublik Bayern ausrufen. Wohl stehen in der Provinz noch letzte Reste der heimgekehrten Armee in soldatischer Disziplin beisammen, in der Hauptstadt selbst aber herrscht völlige Unsicherheit, am hellen Tage erheben Mord und Raub ihr Haupt, unaufhörlich steigen die Lebensmittelpreise, es gibt keine Milch mehr, bald wird



Durch Mine zerstörter Hauseingang

auch kein Fleisch mehr zu haben sein. Schneppenhorsts, des roten Militärministers republikanische Schutztruppe, feiert im Kindlbräukeller Verbrüderung mit den Kommunisten. Gerüchte kommen und gehen, vom Freikorps Epp, von der Ulmer Reichswehr, von roter Revolte in Berlin. Zu Beginn der letzten Märzwoche wird die Ausrufung der Rätediktatur in Ungarn bekannt, Münchens revolutionärer Arbeiterrat sendet Begrüßungstelegramme an Bela Khun und gelobt, seinem Beispiel zu folgen.

Am 11. November 1918 marschieren wir von Verdun ab, um am 24. Dezember nach einem 6wöchigen Marsch in unserer Heimatgarnison Stuttgart einzutreffen. Eine uns unbekannte dicke Luft empfängt uns und auch der Spuk der Soldatenräte ist nicht unsere Sache. Außerhalb der Kaserne beginnen die Zersetzungserscheinungen der Roten bereits bedenkliche Formen anzunehmen. Innerhalb der Kaserne bildet sich ein Freikorps und fleißig wird das neue „Fach" — wir haben uns 3 Flak-Geschütze gesichert — gelernt. In kurzer Zeit liegen wir schon im Kampf mit den Roten. Straßenkämpfe sind an der Tagesordnung, und froh sind wir, als eines Tages, Anfang April 1919, das erste Geschütz antreten muß und nach München befohlen wird, um dort den Kampf gegen die Bolschewiken aufzunehmen. Nach den Stuttgarter Erlebnissen wissen wir, was uns erwartet, denn es ist eine gefährliche Sorte Menschen, die es auszurotten gilt. — Fahrt bis Augsburg. Unterwegs erstaunte Menschen ob unseres kriegerischen Aussehens mitten im „Frieden". Beim Anmarsch in Augsburg die ersten Kämpfe und den ersten Verwundeten. Und als wir die „Burg" (Rathaus) stürmen, sind die Vögel bereits ausgeflogen.

Es beginnt der Generalangriff auf die Zentrale München. Alle Waffengattungen, wie Flammen- und Minenwerfer, Infanterie, Artillerie usw. sind vertreten. Auf allen Vorortsstraßen marschieren die grauen Kolonnen aus den verschiedenen Ländern an. Wie im Felde ist es, nur ein anderer Feind. — Kaum in der Stadt, nach den ersten Häusern fühlen wir, daß aus allen Schlupfwinkeln Gefahren drohen. Die Bevölkerung Münchens ist wie vom Erdboden verschwunden. Will jemand auf die Straße, muß er sich ausweisen und wird begleitet. Angeschossene Bäume, herunterhängende Leitungsdrähte — ungefährlich, weil der Strom abgestellt war — zeugen von vorangegangenen Kämpfen. Rings herum mächtiges Geknalle, überall hat der Kampf bereits eingesetzt. Kaum betreten wir die Stadt, beschießt uns ein Maschinengewehr aus irgendeinem Schlupfwinkel: Ein Stoßtrupp überwältigt drei junge Bürschchen. Standrecht!

Die Roten haben sich in Schulhäusern und sonstigen Gebäuden verschanzt. Die Hochburgen werden gestürmt und die tapferen „Krieger" gefangen. Am schlimmsten sind die Einzelgänger, die in Kellern, Speichern, Dächern usw. lauerten. Wir treffen auf einem freien Platz ein, vor uns eine enge Straße. Quer über diese eine Barrikade aus Bierfässern, dahinter ein auf uns feuerndes M.G. Sofort in Deckung — zwei bis drei Schuß aus dem Flak-Geschütz — und scheinbare Ruhe tritt ein. Die Bevölkerung der nächsten Umgebung wirft uns Liebesgaben zu. Es geschieht sehr rasch, denn wir sind mißtrauisch gegen jeden.

Das Oeffnen von Fenstern ist verboten und wird mit erhobener Waffe bedroht. „Fenster zu!" Der Feind ist überall. Hauptmann Frick gibt Befehl, die vor uns liegende Barrikade zu stürmen. Mit dem Geschütz und dem Lastwagen fahren wir vor. Keine Menschenseele ist sichtbar, eine unheimliche Ruhe herrscht. Das M.G. wird beschlagnahmt. Wir fahren weiter und als wir am Bahnhof um die Ecke biegen, krachen Schüsse. Ueberfall aus dem Hinterhalt! Er muß aus der Nähe der Barrikade kommen. In irgend einem Kellerloch sind die Schützen versteckt. Zwei hinten sitzenden Kameraden werden buchstäblich die Köpfe zerschossen. Unser Hauptmann, der vorn neben dem Fahrzeugführer sitzt, steht auf, schaut rückwärts, und wird von den Meuchelmördern tödlich getroffen.

Eine große Erbitterung hat unsere Mannschaft erfaßt, sie war kaum zu halten. Der Leutnant (ein Erlanger Student) übernimmt das Kommando. Mit Mühe und Not hält er uns zurück, sofort eine deutliche Antwort zu geben. Endlich trifft die Genehmigung ein, Vergeltung zu üben und den Kampf rücksichtslos aufzunehmen. Von der gerade anfahrenden Feldartillerie wird ein Geschütz (10,5 cm) geliehen. Ein alter Frontkämpfer, bleich vor Zorn, richtet das Geschütz. Sämtliche Kameraden schleppen Granaten herbei. An die dreißig Mal wird geladen und ebensoviele Male abgeschossen. Auf dem Pflaster treibt es das Geschütz nach jedem Schuß viele Meter weit zurück, aber es wird jedesmal mit Uebereifer wieder in Stellung gebracht. Die enge Straße vor uns hallt wider vom Zerplatzen der Geschosse. Dann Sturm auf die Barrikade — aber alles hat sich verkrochen, und die wir erwischen, beteuern ihre Unschuld!

Vier Jahre später war es möglich, daß ein Aktiver der Räterepublik (namens Katz!) neben mir in einer Kunstschule ungestraft einen farbigen Zyklus von Bildern herstellen durfte, der die Münchener Vorgänge in bolschewistischem Sinne verherrlichte und die Befreier unglaublich in den Schmutz zog.

Heute nun sind auch wir Kämpfer von dazumal belohnt, wir wissen, warum und wofür wir damals kämpften.

Das völlig zerstörte Gebäude des Münchner Mathäserbräu.

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 15, 15. April 1934.

Aus dem Trainingslager Bogoljubows

In der Zeit vom 7.—22. März spielte Großmeister Bogoljubow mit seinem Freunde Hans Müller 15 ernste Uhrenpartien, mit dem Ergebnis: 7 gewonnen, 3 verloren bei 5 Remisen. Bogoljubow lieferte in diesem Uebungswettkampfe einige strategische und kombinative Perlen der Schachspielkunst, von denen wir zwei hier unseren Lesern bringen:

Spanisch

Gespielt ohne Zeitkontrolle in Triberg, März 1934

Weiß: E. Bogoljubow. Schwarz: H. Müller.

1. e2—e4, e7—e5; 2. Sg1—f3, Sb8—c6; 3. Lf1—b5, a7—a6; 4. Lb5×c6, d7×c6; 5. Sb1—c3...

In der langen Zeit seiner Triberger Internierungsjahre fand Bogoljubow in seiner schachlichen Lehrperiode Muße genug, mit seinem Freund Selneßnieff die verwickelten Abspiele dieser tückischen Variante zu ergründen.

5.... Lf6—c5.

Die richtige Fortsetzung ist bekanntlich die Stützung des Zentrums durch 5.... f6; nach der Folge 6. d4 ed, 7. D×d4 D×d4, 8. S×d4 steht dann das typische Thema der spanischen Abtauschvariante zur Diskussion: der Kampf des Läuferpaares gegen das ideale Bauernplus des Anziehenden. Die Meisterpraxis zweier Dezennien lehrt, daß Schwarz bei initiativem Gegenspiel das Eröffnungssystem des Anziehenden nicht zu fürchten braucht.

6. d2—d3, Dd8—e7; 7. Lc1—e3!...

Ein einfacher, doch sehr nachhaltiger Entwicklungszug! Fehlerhaft wäre nun der Tausch auf e3, da dieses Verfahren 1. die Mitte des Anziehenden verstärken und 2. die für eine etwaige Angriffsoperation nicht unwichtige f-Linie freilegen würde.

7.... Sg8—f6; 8. Le3×c5, De7×c5; 9. Dd1—d2!...

Wieder sehr umsichtig gespielt. Sofortiges 9. d4 würde dem Partner die Möglichkeit geben nach 9.... Db4! im Trüben zu fischen.

9.... Lc8—g4; 10. d3—d4!...

Unzeitgemäß wäre die taktische Wendung 10. Dg5, L×f3! 11. D×g7? wegen der hübschen Ausrede 11.... Sg4! usw. Mit dem Textzug bringt Weiß die Ueberlegenheit seiner Zentrumsstellung ebenso konsequent als elegant machtvoll zur Geltung. Der fünfte Zug des Nachziehenden (das Experiment Lc5) hat sich somit nicht als genügend erwiesen.

10.... Dc5—b4.

Da Schwarz nicht gesonnen ist, sich von seinem großen Partner ein schlecht stehendes Endspiel abdrücken zu lassen, sucht er in wilden Verwicklungen sein Heil. Gerade aber durch diese Taktik wird der Todeskampf des Nachziehenden überraschend schnell beendet.

11. Sf3×e5. 0—0—0; 12. 0—0, Td8×d4; 13. Dd2—e3. Lg4—e6.

Scheinbar hat sich Schwarz erträglich aus der Affäre gezogen. In Wirklichkeit beginnt bereits der letzte Akt dieser amüsanten Kurzschlußtragödie.

14. Sc3 d5! !...

Dieser unerwartete Keulenschlag enthüllt blitzartig die Hoffnungslosigkeit der Lage des Nachziehenden. Da weder 14.... cd (wegen 15. c3), noch 14.... S×d5. 15. ed T×d5 (wegen 16. Da7!) einen Hoffnungsschimmer erwarten läßt, stürzte sich Schwarz verzweifelt ins eigene Schwert: 14. ... Db4—c5, 15. De3×d4!! Aufgegeben, da Weiß die geopferte Königin mit Zinseszinsen zurückgewinnt.

Spanisch

Gespielt mit Zeitkontrolle in Triberg, März 1934

Weiß: Bogoljubow. Schwarz: H. Müller.

1. e4—e4, e7—e5; 2. Sg1—f3, Sb8—c6; 3. Lf1—b5, a7—a6; 4. Lb5×c6, d7×c6; 5. Sb1—c3, Lf8—b4.

Wie bereits erwähnt, ist an dieser Stelle 5.... f6 die beste Fortsetzung. Mit dem theoretisch nicht genügend durchforschten Textzug stürzt sich Schwarz neuerdings in ein wüstes Abenteuer.

6. Sf3×e5! Dd8—g5; 7. Se5—f3, Dg5×g2; 8. Th1—g1, Dg2—h3; 9. Tg1—g3, Dh3—h5; 10. Sc3—e2...

Geschieht mit der Absicht, die herausfordernde feindliche Königin weiter anzusticheln.

10.... Sg8—e7; 11. Se2—f4, Dh5—h6; 12. Sf3—g5, Dh6×h2!

Wer A gesagt hat, soll auch B sagen! Ungeachtet der drohenden Gefahren holt sich Schwarz mit Todesverachtung seinen Mehrbauern. Der Textzug ist übrigens die beste Fortsetzung, da die schablonenhafte Weiterentwicklung der schwarzen Streitkräfte (12.... Sg6; 13. Sh5, 0—0; 14. f4, f6?; 15. c3!) dem Anziehenden die weit überlegene Stellung überlassen würde.

13. Dd1—f3, 0—0?

Diese neue Herausforderung gibt dem Großmeister die erwünschte Gelegenheit, die Schlacht im „morphinistischen" Stile für sich zu entscheiden. Genügende Verteidigungsmöglichkeiten bot 13.... h6! z. B.: 14. S×f7, 0—0; 14. Se5, Dh4 usw., oder 14. Sh3, Sg6; 15. Sh5, Ld6! mit gesichertem Gleichgewicht.

14. c2—c3, Lb4—a5; 15. b2—b4, Se7—g6; 16. Sf4—h5, Sg6—h4?

„Wo gute Züge fehlen, da stellt ein Bock zur rechten Zeit sich ein!"

17. Sh5—f6+!! Kg8—h8.

Durch die bessere Fortsetzung 17.... gf. 18. D×f6, Sg6; 19. Lf4, Dh6; 20. S×f7! wäre das Siechtum des Nachziehenden um einige Züge verlängert worden.

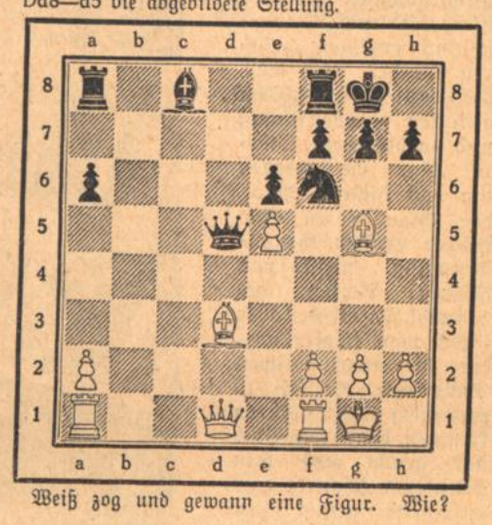
Jetzt aber folgte 18. Df3—h5, h7—h6; 19. Dh5×h6+!...

wonach Schwarz die weiße Flagge hißte.

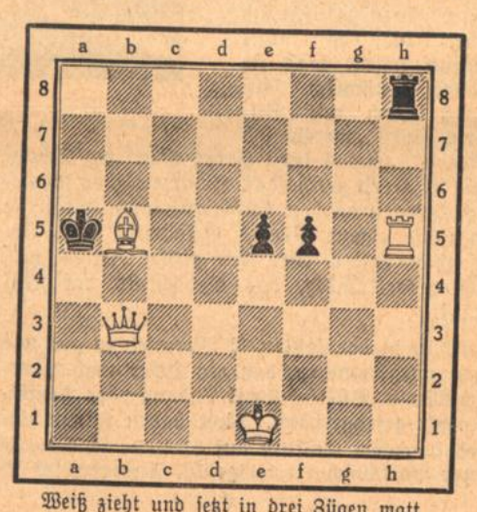
Anmerkungen von Hans Müller in der Rheinisch-Westfälischen Landeszeitung „Rote Erde".

Partieaufgabe

In der Partie **Loose—Engels** des Turniers um die Meisterschaft von Düsseldorf 1933 entstand nach den Zügen 1. c2—c4 Sg8—f6 2. Sg1—f3 c7—c6 3. d2—d4 e7—e6 4. Sb1—c3 d7—d5 5. e2—e3 Sb8—d7 6. Lf1—d3 d5×c4 7. Ld3×c4 b7—b5 8. Lc4—d3 a7—a6 9. e3—e4 b5—b4 10. e4—e5 b4×c3 11. e5×f6 Sd7×f6 12. b2×c3 c6—c5 13. 0—0 c5×d4 14. c3×d4 Lf8—d6 15. Lc1—g5 0—0 16. Sf3—e5 Ld6×e5 17. d4×e5 Dd8—d5 die abgebildete Stellung.



Weiß zog und gewann eine Figur. Wie?

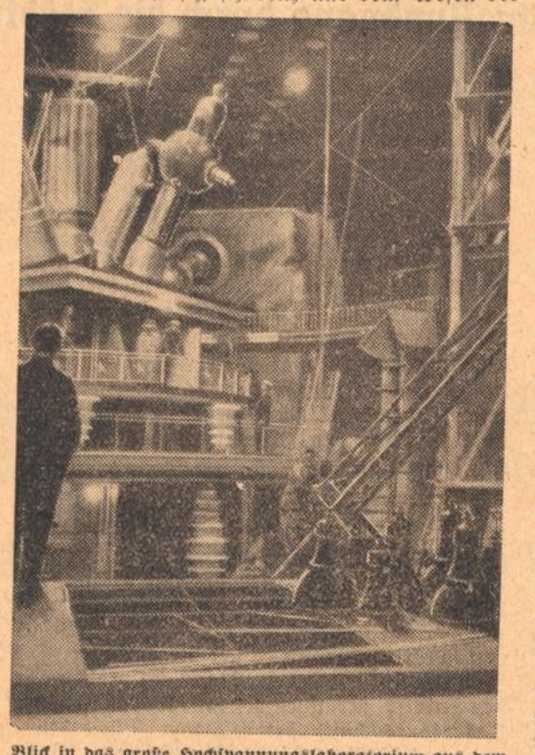


Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt

Neue Wege im Film

Die Frage der Nachwuchsschulung — Fortbildung der Filmschaffenden

Der Film ist rund ein Menschenleben alt. Die Entwicklung seiner künstlerischen Formen entspricht jedoch längst nicht dem Tempo des Fortschreitens der technischen Mittel. Erst in der letzten Hälfte des vergangenen Jahres kam der große Ruck zur lebenswahren Stoffgestaltung, der Ruck, dem nun die Reaktion folgen muß. Durch diesen Wandel wurde der Film in künstlicher Hinsicht vor völlig neue bisher nicht dagewesene Aufgaben gestellt. Dies wiederum zieht es nach sich, daß jeder einzelne Filmschaffende die bisher vorherrschenden Tendenzen aus einem eigenen inneren Erkenntnis heraus als falsch, schädlich und dem Wesen der



Blick in das große Hochspannungslaboratorium aus dem Ufa-Tonfilm „Gold".

Filmkunst an sich als abträglich anerkennen muß. Ein wirklich vertieftes, dem künstlerischen Stil unserer Zeit entsprechendes Kunstschaffen kann aber nur von denen aus einem gleichgearteten Gefühlsleben heraus erwartet werden, die wirklich aus eigenster Ueberzeugung heraus ihrem Schaffen den Stempel der neuen Idee aufprägen. Es ergibt sich daher die Aufgabe, die Wege zu einer wirklichen Vertiefung der neuen deutschen Filmkunst zu finden, als Voraussetzung dazu aber gilt es, alle Filmschaffenden innerlich an die Idee zu binden und ihnen dadurch allein jenes Gefühl der künstlerischen Sicherheit und Unfehlbarkeit zu geben, aus dem heraus ein artfremdes Schaffen und eine artfremde Stoffgestaltung auch auf den Gebieten, die an sich mit dem politischen Geschehen unserer Tage scheinbar in keinem, oder vielmehr in einem nur unsichtbaren Zusammenhang stehen zur Unmöglichkeit wird.

Reichsminister Dr. Goebbels sagte einmal, daß die Krise im Filmwesen in erster Linie eine Krisis personeller Art sei. Diese Feststellung ist leider eine bittere Wahrheit, durch die zugleich zahlreiche Probleme aufgeworfen werden, aus deren Lösung heraus dann die Ueberwindung dieser Krise vielleicht gelingen kann. Wenn eine gewissermaßen festgefügte Gruppe schaffender Künstler — nämlich der große Kreis der deutschen Filmschaffenden — Jahrzehnte hindurch unter die Einflüsse artfremder Kunstrichtungen, die an sich mit Kunst weniger als vielmehr mit Profit und Geschäfte in Zusammenhang zu bringen sind — gepreßt wurden, so mußte es eine natürliche Folge hiervon sein, daß diese gleichsam aufgepfropfte Ideologie so stark in das Gefühlsleben der Filmtätigen eindringen mußte, das man sich in ihren Reihen eine andere Welt, als die des Scheins und der Gagenjagd kaum mehr recht vorzustellen vermochte. Kunst aber trägt stets und immer den Stempel der Gesinnung derer, die sie schaffen. Und darum kann man auch die Filmkunst erst dann zur wahren und zeitnahen Entfaltung bringen, nachdem sich ein gesinnungsreiner und in seinem Ursprung vollkommen zwangloser erkenntnismäßiger Gesinnungswechsel vollzogen hat.

Parallel hiermit erwächst nicht nur die z. T. in zahlreichen gelungenen Ansätzen bereits erfüllte Pflicht zur Auffüllung des Kreises der Filmschaffenden mit jungen und unverbrauchtem Nachwuchs, sondern in engsten Zusammenhang hiermit auch die Notwendigkeit einer — ebenfalls der Gesetzlichkeit der Kunst entsprechend zwangslosen — pädagogischen Einwirkung und rechtzeitigen ideellen und dramaturgischen Schulung dieser Nachwuchskräfte. Auf dem Wege zur Nachwuchsschulung hat man schon früher in der alten Aera des Liberalismus zahlreiche Versuche unternommen, die schon darum zum Scheitern verurteilt sein mußten, weil sie von falschen Grundsätzen ausgingen. Man errichtete in völliger Verkennung des Zweckes private sogenannte „Filmschulen", die wohl einem kleinen Kreise auserwählter pädagogischer Kräfte und einigem Hilfspersonal Anstellung, den Schülern selbst aber in wohl keinem einzigen Falle die intuitive Erfassung und praktische Sachkenntnis von Dramaturgie, Kunst und Film verschafften. Diese Filmschulen lockten durch hochtrabende Versprechungen filmbegeisterte Jugendliche, die nebenbei natürlich über die entsprechenden finanziellen Mittel verfügen mußten, an, „lehrte sie Kunst und wollte auf diesem Wege dann der Filmindustrie gleichsam „gelernte Künstler" liefern. Man legte also zwischen Leben und Kunst den Filter der Schule. Heute hingegen wird mit der Auswahl schon früher anzusetzen sein: Im täglichen Leben selbst. Und die Kräfte, die dann aus der Werkstatt, dem Büro und der Tagesarbeit weg den Weg zum gleisenden Jupiterlicht fanden, werden dann, nachdem sich nicht nur ihre Freude und Drang zum Filmschaffen, sondern ihre innere Berufung hierzu erwiesen hat, unter den notwendigen pädagogischen Einfluß gestellt.

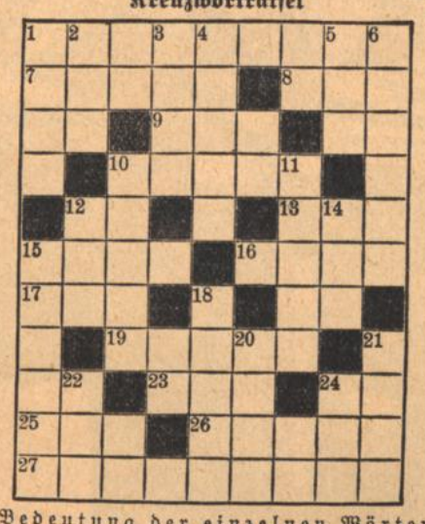
Der Weg zur Lösung der zwei großen Fragen — Fortbildung der Filmschaffenden und Schulung des Nachwuchses — kann weder allein von der praktischen noch allein von der ideellen Seite her erfolgen, sondern muß auf einer glücklichen Synthese von Praxis, Kunst und Wissenschaft beruhen. Selbstverständlich bringt Schulung stets ein gewisses unerläßliches Quantum Pädagogik mit sich; dafür aber wird rechtzeitig und aushaltend Sorge zu tragen sein, daß die Schulung nicht zur Schulmeisterei und die Pädagogik nicht zur Dogmatik erstarrt. Ebenso wie in der künftigen Schulung und Fortbildung weder die Theorie die Praxis, noch die Praxis die Theorie überwuchern darf, so wird auch die Filmforschung als Wissenschaft nur in soweit an die Filmschaffenden herangetragen werden müssen, als man aus ihrer Kenntnis heraus dem Kunstschaffen unserer Tage dienen kann.

Unter diesen Gesichtspunkten ist eine Anregung beachtenswert, die von dem Leiter des theaterwissenschaftlichen Instituts der Universität Köln, Prof. Nießen, gegeben wurde. Prof. Nießen beklagte mit Recht den Mangel eines deutschen Instituts für Filmkunde, das zugleich neben der reinwissenschaftlichen Forschung und filmkundlicher Arbeit die Aufgabe der Nachwuchsschulung und Fortbildung der in der Filmkunst Tätigen zu erfüllen hätte. Dieses Institut aber — und dies ist eine Erkenntnis, der rechtzeitig der Weg zur praktischen Wirksamkeit geebnet werden muß — kann solange seine vordringlichsten Aufgaben nicht erfüllen, als seinen Schülern nicht die Möglichkeit gegeben ist, neben der rein wissenschaftlichen und theoretischen Schulung auch an der Entstehung des Films, an der praktischen Gestaltung der Filmwerke und an dem technischen Vorgang ihrer Herstellung direkt Anteil zu haben. Der Weg dazu muß eben irgendwie gefunden werden.

Man muß sich bei der Behandlung all dieser Fragen von vornherein darüber klar sein, daß sie für den Weg des deutschen Films in der Zukunft von entscheidender Bedeutung sind. Dem Film ist im heutigen Staat die große Chance seiner künstlerischen Vollendung gegeben. Die Bremsklötze, die in den vergangenen Jahren eine wirklich künstlerische Gestaltung des Films verhinderten, sind restlos aus dem Wege geräumt. Der Film wurde vom Geschäftszweig zur Kunstform und wir wären keine Nationalsozialisten, wollten wir uns mit Errungenem zufrieden geben und einen Zustand der Stagnation erlassen.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter.

a) von links nach rechts: 1 Kurort im Harz, 7 Villenort am Starnberger See, 8 böhmischer Reformator, 9 drückender Zustand, 10 Berg in Palästina, 13 Gedichtart, 15 Antilleninsel, 16 Name mehrerer Kalifen, 17 Göttin des Unheils, 19 Nebenfluß der Donau, 23 Stammvater, 25 Flüßchen in Baden, 26 Göttin der Jagd, 27 Kurort im Harz;

b) von oben nach unten: 1 Lebenssaft, 2 Wild, 3 Stadt in Westfalen, 4 untergegangenes Schulschiff, 5 Besitz, 6 Buch der Bibel, 10 Fluß in Italien, 11 Prosadichtung, 12 Kopfbedeckung, 14 Sohn Jakobs, 15 Dorfschullehrer, 18 Apostel der Grönländer, 20 männlicher Vorname, 21 Thermometereinteilung, 22 französische Münze, 24 Nebenfluß der Donau.

20598

Bilderrätsel

Auflösungen unserer Rätsel

Bilderrätsel

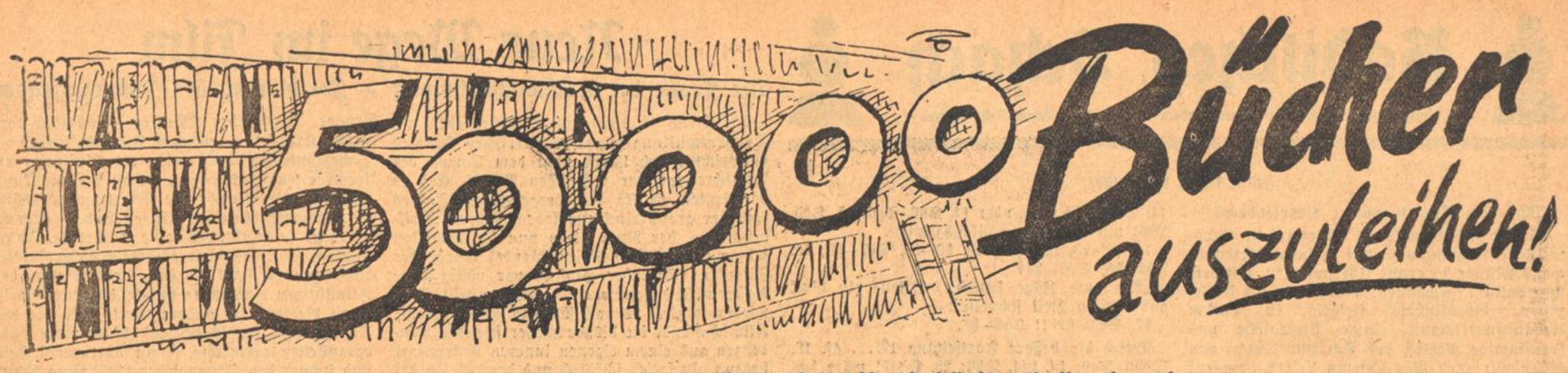
Man beginnt bei dem Buchstaben D unten in der Mitte und liest die Bilder dem Zuge der Kaleidoskoplinie folgend. Als Text erhält man: Das Ziel muß man früher kennen als die Bahn.

Kreuzworträtsel

a) 1 Laboe, 4 Krim, 7 Orla, 8 Kairo, 9 Selb, 11 Insel, 13 Etat, 15 Sole, 18 Atem, 21 Peri, 23 Ellen, 26 Anna, 27 Storm, 28 Mars, 29 Sela, 30 Karat; — b) 1 Loki, 2 Arena, 3 Oase, 4 Kabel, 5 Irma, 6 Motte, 10 Else, 12 Saar, 14 Tell, 16 Omen, 17 Spaß, 19 Tiara, 20 Bebra, 22 Este, 24 Lama, 25 Nest.

Rebus

Zeit bringt Rosen



Ein Rundgang durch die Städtische Volksbücherei Karlsruhe

Am kommenden 18. April werden es gerade 2 Jahre, daß die Volksbücherei, die weitaus größte in Baden, in ihre schönen hellen Räume im Westflügel des alten Bahnhofs übersiedelte. Wenigen bot sich schon einmal die Gelegenheit, ein klein wenig in die „Geheimnisse" einer über 50 000 Bände besitzenden Bücherei zu schauen. Welch anderen, vielverzweigten Weg nimmt hier das Buch bevor es in die Hand des Lesers kommt als etwa zu Hause, wo man sich über die Erschließung seines Wertes für andere Mitmenschen, über seinen Inhalt und die Problemverwandtschaft mit anderen Werken keine Gedanken und keine schriftlichen Aufzeichnungen macht. Nur wenige der in Deutschland erscheinenden Bücher finden ihren Weg in diese Bücherei. Denn eine Fülle von volkspädagogischen, praktischen und finanziellen Gesichtspunkten sorgt dafür, daß nur einige ausserwählt sind, einem großen Kreis lesebedürftiger Menschen erzieherische, bildende und unterhaltende Werte zu vermitteln.

Ein Gang durch die Magazine zeigt uns den wertvollen Bücherschatz. 20 000 Romane, Erzählungen und Dramen enthält die Abteilung „Erzählende Literatur". Hinzu kommen etwa 19 000 belehrende, 2000 französische und englische Werke. Die übrigen Bände verteilen sich auf Zeitschriften, Jugendbücherei und Archivbibliothek.

Inzwischen warten die großen und kleinen Leser bereits mit wohlgeordneten Wunschzetteln und großen Paketen, manche mit 10 und noch mehr Büchern, die sie in einem Handkoffer mitbringen und so die ganze Verwandtschaft mit Lesestoff versorgen. Es sind Mütter mit Kindern auf dem Arm, Männer jeden Alters und Berufs, Professoren, Arbeiter, Studenten und Hausangestellte. Da werden Romane aus der schottischen Geschichte, dort Bauernromane aus dem Schwarzwald verlangt. In regelmäßigen Zwischenräumen suchen Schüler nach geeignetem Material für ihre Aufsätze, Kranke verlangen Lektüre, Kriminal- und Liebesromane streiten um den Rang. Dort scheint das Buch zu dünn, hier der Druck zu klein zu sein. Ein besonderes Erlebnis aber ist es, wenn Mittwochs Jugendbücher ausgegeben werden. Aber davon später.

Es bedarf keiner Erklärung, wenn seit einem Jahr das Buch des Führers zusammen mit Dwingers, Beumelburgs, Zöberleins und Rosenbergs Werken zu jenen von den belehrenden Büchern gehört, die so stark gefragt sind, daß sie, obwohl mehrfach vorhanden, meist nur durch Vormerkung zu erhalten sind. (In 9 Monaten wurden z. B. die fünf Exemplare von Adolf Hitlers „Mein Kampf" insgesamt 70 mal ausgeliehen, darunter 45 mal durch Vormerkung!). In der kaum übersehbaren Ausleihe der erzählenden Literatur finden naturgemäß die Neuerscheinungen die stärkste Beachtung, die hier nicht näher aufgezählt werden können. Gute Kriminal- und Abenteurerromane folgen dann, an denen in der Bücherei kein Mangel ist. Doch es ist noch nicht gezählt worden, wieviele Male täglich die Namen Dominik, Grey, Wallace, London und Karl May genannt werden. Um es gleich zu sagen: Karl May ist der weitaus am meisten verlangte Schriftsteller der Bücherei. Die beinahe grenzenlose Beliebtheit, deren er sich bei alt und jung erfreut, zeigt die Tatsache, daß durchschnittlich gegen 160 Bände seiner Werke ausgeliehen sind. Uebrigens hat vor einiger Zeit eine Bücherzeitung festgestellt, daß sogar auf dem Bücherbrett im schlichten Schlafgemach Adolf Hitlers auf dem Obersalzberg einige Karl-May-Bände ihren Platz haben. Ganghofer ist stets mit 70 Bänden ausgeliehen, dann folgen in bunter Reihe Greinz, Herzog, Rosegger, F. Rose, Heer, P. Keller. Auch Zobeltitz, Dahn, die Boy-Ed, Christaller und Lagerlöf erfreuen sich eines regen Interesses. Die Klassiker sind dagegen in den Hintergrund getreten. Deutlich und sofort fühlbar in der Buchwahl machen sich die Ereignisse auf den Karlsruher Theater- und Filmbühnen. Lange nach den Aufführungen waren der Heideschulmeister, Abel mit der Mundharmonika, der Schimmelreiter, der Tunnel, Horst Hessel und Peer Gynt nicht zu bekommen, obwohl sie meist mehrfach vorhanden sind.

Einige Zahlen mögen nun ein kleines Bild von der lebhaften Benützung der Volksbücherei geben. In den Wintermonaten steigt die monatliche Ausleihezifferbis auf 9 500! Sie wächst besonders in den Tagen um Fastnacht und vor Weihnachten, im allgemeinen stets gegen Wochenende und — bei Regenwetter. Die Zahl der ausgeliehenen Bücher entspricht jener der jeweils zurückgegebenen, so daß sich der Jahresdurchschnitt der gesamten Bücherbewegung auf 200 000 beläuft! Von Woche zu Woche wächst die Leserzahl. Wo kann man auch auf eine Leihkarte für 50 Pfg. (Erwerbslose, Rentner, Schüler usw. 30 Pfg.) 50 Bücher geliehen bekommen? — Allein im letzten halben Jahr haben sich 400 Leser, darunter 20 Prozent Jugendliche, neu angemeldet. 13 300 eingeschriebene Leser zählt die Bücherei, wovon etwa 3 500 regelmäßig Bücher entleihen. 4 500 Bücher sind ständig in den Händen der Leser und jährlich sind 400 000 Ein- und Austragungen auf den Leihkarten zu leisten. Es sei hier auch kurz bemerkt, daß der im gleichen Gebäude befindliche Lesesaal mit 90 Zeitungen und Zeitschriften im letzten Jahr von 25 000 meist männlichen Lesern besucht wurde.

Mehr und mehr hat in den letzten Monaten die Zahl der Jugendlichen Leser zugenommen. Man sollte einmal an einem Mittwochnachmittag dabei sein und selbst hören, welche Bücher die Jugend verlangt. Wer sich in Büchertiteln nicht auskennt, würde seltsame Rufe hören: „Bitte, Peter macht das Rennen, Satan und Ischariot, das rote U." Begeistert werden Taucher- und Indianergeschichten gelesen, auch „Emil und die Dedektive", s' hölzerne Bengele oder „der Kampf der Tertia" verschlungen. Stammgäste gibt es, die nicht von der Stelle weichen, bis sie etwas „Passendes" gefunden haben. Oft wird es schwer, alle Wünsche zu erfüllen.

Der Wunsch nach dem Buch wächst oft aus tiefstem inneren Erlebnis, will nicht immer nur das Unterhaltungsbedürfnis stillen, sondern sucht auch, selbstdurchrungenes Leid und Schicksal im Roman zur eigenen seelischen Beruhigung widergespiegelt zu finden. Nicht nur Romane, die von Liebesleid und Frauenschicksal erzählen, gehören hierher, auch jene, die das Kriegserleben gestalten oder den Kampf und an die eigene Stärke. Gar oft werden um das tägliche Brot, den Glauben an Gott Bücher ernster Grundstimmung, meist von älteren Leuten gewünscht. Dazwischen aber findet man immer wieder die unermüdlichen Dauerleser, die seit 10 und noch mehr Jahren kommen, denen kein Buch dick genug und kein Abenteuer schaurig und aufregend genug sein kann. Dazu gesellen sich jene, die es glatt heraus sagen, was sie wollen, nämlich ein dickes Buch mit Bildern, eines „wo sie sich kriegen", „etwas fürs Herz" oder „wo Schutzleut' so Kerle verhafde". Kommen aber schwierige Fragen an den Ausleihbeamten heran, so muß die eigene Praxis Erfahrung und Belesenheit helfen oder der große Zettel- und Schlagwortkatalog, das Gedächtnis der Bücherei.

Es ist in den letzten 12 Monaten so gut wie nicht vorgekommen, daß ein Leser nach Heinrich Mann, Döblin, Emil Ludwig oder Feuchtwanger gefragt hätte. Diese haben keinen tiefdringenden Einfluß auf breiteste Leserkreise einer Volksbücherei ausgeübt. Andererseits ist der Fall häufig bemerkt worden, daß neue Werke von Dichtern volkhafter Art, zumal jenen des nationalsozialistischen Deutschlands, schon lange bevor sie ihren Weg durch die Aufnahmestellen der Bücherei durchlaufen hatten, in der Ausleihe gewünscht wurden.

Mit einem Wort: Es wird viel gelesen, und so verschieden die Menschen sind, so ungleich sind auch in ihnen die Lesewünsche. Und doch ist es nicht allzu schwer, jedem das Buch zukommen zu lassen, das für ihn wertvoll ist, gerade ihm Freude bereitet und seiner ganzen Wesensart entspricht. Einerseits ist hierzu langjährige Erfahrung im Büchereiwesen nötig und die persönliche Fähigkeit, sich in die Wünsche des Lesers einzufühlen, andererseits kommt auch die große Auswahl von guten Büchern hier entgegen. Sie wird ermöglicht durch das große Verständnis der Stadtverwaltung für den einzigartigen volksbildenden Wert der Bücherei und ihre finanzielle Unterstützung, wie durch das sehr dankenswerte Bemühen des Büchereivorstandes, Stadtbibliothekar Dr. Erwin Vischer.

In der Volksbücherei wo sich immer aufs neue die Gelegenheit biete, das gute deutsche Buch in die richtigen Hände zu geben, zu raten und zu helfen, wo der Laie aus eigener Kenntnis sich nicht mehr zurecht findet, wird alltäglich ungezählte Male jene so bedeutsame Brücke von Buch zu Volk geschlagen, die an keiner anders gearteten Stelle in gleich idealer Weise wieder möglichst ist. Stündlich erfüllt sich hier von neuem jene von Dr. Goebbels einmal so schön umschriebene Lebensaufgabe einer jeden verantwortungsbewußten Führerpersönlichkeit, der Wunsch, „dem ärmsten Sohn des Volkes Zugang zu schaffen zu den kulturellen Werten der deutschen Nation, ihm zu zeigen, was Deutschland ist und warum er Grund hat, auf dieses Deutschland stolz zu sein".

Dr. phil. Anselm M. Schmitt-Karlsruhe.